

an den Euro gebunden ist. Solange er nur an den französischen Franc gekoppelt war, führte dessen stetiger Wertverlust gegenüber den internationalen Leitwährungen D-Mark und US-Dollar zu relativ günstigen Wettbewerbsbedingungen für die Exporte der F-CFA-Länder. Dies änderte sich jedoch dramatisch mit der Einführung des Euro, in deren Folge der F-CFA massiv aufwertete. Dadurch stiegen insbesondere die Preise für Waren aus den afrikanischen Ländern drastisch; daraufhin brachen die Exportumsätze deutlich ein.

Trotz dieser durchaus bekannten Zusammenhänge, die die Autorin & der Autor getreulich rekapitulieren, bleibt die Lage insgesamt verfahren – den harten wirtschaftspolitischen Argumenten steht auch weiterhin der hartnäckige Unwille der wirtschaftlich und politisch Mächtigen gegenüber. Ein Ende des F-CFA-System ist daher nicht abzusehen.

Auch schwant Pigeaud & Sylla, dass dieses Ende wohl mit einigen Unwägbarkeiten einherginge, die zumindest Zweifel an seiner Wünschbarkeit aufkommen lassen können. Deshalb schlagen sie – quasi sicherheitshalber – drei Bedingungen für das Ende und das Danach vor. Erstens fordern sie eine verantwortungsvolle Geldpolitik (*bonne gestion monétaire*) – „was jedoch nicht heißt, dass Geldpolitik rein ‚passiv‘ interpretiert werden sollte“ (214). Zum zweiten müsse ein Bruch mit dem System F-CFA vollständig und endgültig sein. Die Regierenden müssten vorbehaltlos die Verantwortung übernehmen und sich der ganzen Tragweite dieser Entscheidung bewusst sein. Es komme darauf an, „eine tatsächliche finanzielle Unabhängigkeit zu erreichen“ (216). Diese könne drittens nur im Rahmen „des viel größeren Projekts der Wiederaneignung der Mittel für eine reale wirtschaftliche Unabhängigkeit“ (217) erlangt werden.

Soweit das hehre Ziel und die Imperative für die Zeit nach dem Ende des F-CFA-Systems – von der allerdings (noch) keiner weiß, wann und unter welchen Bedingungen sie anbrechen wird.

Arndt Hopfmann

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v39i2.17>

Eva Gerharz, Nasir Uddin & Pradeep Chakkarath (Hg.): *Indigeneity on the Move. Varying Manifestations of a Contested Concept*. New York, US-NY & Oxford: Berghahn Books 2018, 326 Seiten

Spätestens seit 2007 die UN ihre Erklärung über die Rechte der indigenen Völker verabschiedet hat, erfährt das Konzept der Indigenität global Anerkennung. Ein Revival in akademischer Hinsicht erlebte das Thema zuletzt durch die Debatte um *buen vivir*; ein aus dem lateinamerikanischen Raum stammendes indigenes Konzept, welches – alternativ zu westlichen Lebensformen – Natur und Gemeinschaft in den Mittelpunkt seiner Auffassungen zu einem „guten Leben“ rückt. Diese Diskurse um indigene Lebensweisen sind nicht widerspruchsfrei und werden von NGOs, Staaten, AktivistInnen, AkademikerInnen und natürlich nicht zuletzt Indigenen selbst umstritten diskutiert – und eben jene Debatten thematisiert der vorliegende Sammelband. Anhand detailreicher Beispiele aus Asien, Afrika und Lateinamerika

verdeutlichen die AutorInnen, wie vielfältig und dynamisch Indigenität auf lokaler, überregionaler, nationaler sowie internationaler Ebene ausgehandelt wird.

Das Werk ist thematisch in vier Teile gegliedert, die je mehrere Beiträge umfassen: „Auseinandersetzungen um Land und Ressourcen“ (Teil 1), „Indigen-Werden“ (Teil 2), „Indigenität als politische Ressource“ (Teil 3) sowie „Indigenität und der Staat“ (Teil 4). Die Herausgeberin *Eva Gerharz* sowie die Herausgeber *Nasir Uddin* und *Pradeep Chakkarath* verdeutlichen bereits in der Einleitung, dass Indigenität nahezu weltweit bekannt und zugleich sehr umkämpft ist, nicht zuletzt, weil lokale Indigenitätskonzepte mit modernen Nationalstaatsvorstellungen kollidieren. Wenn gleich durch transnationale Kommunikation und Aktivismus Indigenität selbst zur Ressource wird, ist das Maß der Anerkennung auf nationaler Ebene unterschiedlich. Ökonomische, politische und soziale Marginalisierung sowie der Kampf um Rechte sind nach wie vor ein zentrales Thema. Dieser Kampf führt nicht selten dazu, dass indigene Gemeinschaften selbst auf Stereotype zurückgreifen, also historische Ursprünge und spirituell-naturverbundene Lebensformen betonen. Dies wird in der Wissenschaft häufig kritisiert: Eurozentristische, essenzialistische und romanisierende Bilder würden damit reproduziert. Gleichzeitig eröffnet eine kontextual angepasste Nutzung solcher Vorstellungen Spielräume, um eigene Interessen gegenüber dem Staat durchzusetzen. Graut manchen AkademikerInnen vor dieser bewussten Reproduktion von Stereotypen, zitiert dagegen *Erik de Maaker* treffend Alan Barnards Frage: „Wer sind wir, dass wir anderen ihre ethnische oder indigene Identität absprechen, so unwissenschaftlich uns diese auch erscheinen mag?“ (32). In diesem Spannungsfeld zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung sowie Repräsentation von Indigenität bewegen sich die ethnographischen Beispiele. Exemplarisch stelle ich nun drei Beiträge aus dem südasiatischen Raum vor.

De Maaker beschreibt das komplexe Verhältnis zwischen der indigenen Garo-Gemeinschaft und Land. Er skizziert, wie koloniale und postkoloniale Prozesse der Christianisierung, Landprivatisierung und des Dauerfeldbaus Ausbeutung von Land und ökonomische Ungleichheitsverhältnisse mit sich bringen, aber Individuen und Familien zeitgleich Sicherheit sowie Unabhängigkeit von traditionellen Dorfhierarchien ermöglichen. So geht die landwirtschaftliche Transformation vom rituell, kollektiv und verwandtschaftlich strukturierten Wanderfeldbau zum privaten Dauerfeldbau mit umfassenden Veränderungen der Sozialstrukturen einher. Die bis heute mehrheitlich genutzte Repräsentation einer quasi-autonomen, naturverbundenen, spirituellen Gemeinschaft wird ihrer Vielfalt und ihren Transformationsprozessen nicht gerecht.

Am Beispiel der Khumi setzt sich *Nasir Uddin* mit lokalen, nationalen und internationalen Aushandlungen multipler Identitäten auseinander. Über verschiedene Zeiten hinweg wurden fortwährend neue Bezeichnungen für die Khumi entwickelt: vom kolonialen *Pahari* über das pakistanisch-postkoloniale *Upajatee* und die politischen Selbstbezeichnung *Jumma* bis hin zum bangladeschischen *Khudra Nrigoshti*. Diese und weitere Bezeichnungen unterliegen Identitätspolitik, die oft von außen die niedrige soziale Position der Khumi betonen und zugleich von innen Mobilisierungspotenzial hervorbringen. Auslegungen von Identität und Zugehörigkeit wandeln sich

in ihrer kontextualen Anwendung – ironischerweise sind diese Bezeichnungen aber für Khumi kaum relevant, teils sogar unbekannt, da sie im Alltag keine Rolle spielen. Denn die Khumi beziehen, so Uddin, ihre Identität primär auf soziale, kulturelle, sprachliche und alltägliche Praktiken, welche in den politischen Identitätsbegriffen kaum Beachtung finden.

Uday Chandra vertritt entgegen vieler akademischer Perspektiven die These, dass Indigenität und Staat sich nicht oppositionell gegenüberstehen, sondern sich durch „intimen Antagonismus“ (223) im modernen Indien gegenseitig konstituieren. Das konstante Aushandlungsverhältnis beider Seiten führt dazu, dass auch Formen des Widerstands als Teil eines Systems zu begreifen sind. Am Beispiel von Dammbau-Protesten sowie maoistischer Rebellen Gruppen in Jharkhand zeigt Chandra, dass „Widerstand-als-Aushandlung“ (233) zur Zielerreichung indigener Bestrebungen effektiv sein kann und daher bewusst von Indigenen selbst eingesetzt wird.

Auf den ersten Blick scheint das Buch in der Feststellung festzustecken, dass sich zwei Pole gegenüberstehen: Einerseits sei das Konzept der Indigenität homogenisierend, stereotypenbasiert, romantisiert – kurzum: „eine Wiedererscheinung der Primitivität“ (8). Andererseits würden solche Vereinfachungen globale rechtliche und politische Grundlagen schaffen, die essenziell sind, um diskriminierenden Praktiken entgegenzutreten. Bei genauerer Lektüre wird jedoch deutlich, dass sich die Beiträge in diesem Spannungsfeld keineswegs erschöpfen, da die Vielfalt an ethnographischen Beispielen die Diversität und Komplexität von Indigenität erst begreifbar macht. Die Themen – von Landkonflikten über Machtverhältnisse bis hin zu innergemeinschaftlichen Generationenkonflikten – illustrieren insgesamt das, was der Titel „Indigeneity on the Move“ schon mitteilt: Das Konzept der Indigenität kann einzig in seiner Prozesshaftigkeit und Perspektivität verstanden werden und ist aufgrund stetiger Transformation nur im spezifischen Kontext fassbar.

Sowmya Maheswaran

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v39i2.18>

Sarah Wood & Catriona MacLeod (Hg.): *Locating Guyane*. Liverpool: Liverpool University Press 2018, 248 Seiten (<https://doi.org/10.2307/j.ctv8j65s>)

Es ist weitgehend unbekannt, dass sich die längste Außengrenze Frankreichs in Südamerika befindet: Dort grenzt das sogenannte Überseedépartement Französisch-Guyane (Abk. Guyane), welches auch Teil der Europäischen Union ist, an Brasilien und Suriname. Wenngleich Guyane und den anderen Überseedépartements (Martinique, Guadeloupe, Réunion, Mayotte) in den vergangenen Jahren verstärkt Aufmerksamkeit in Frankreich geschenkt wurde, stellt der vorliegende Sammelband nach langjähriger medialer, politischer wie auch akademischer Vernachlässigung die erste profunde, interdisziplinäre und breiter aufgestellte Publikation in englischer Sprache zu der Region im Nordosten Südamerikas dar. Allein dies ist ein wichtiger Verdienst der Herausgeberinnen Sarah Wood und Catriona MacLeod.